

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 18.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1880.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B. ....

(Fortsetzung.)

Am 15. Juni des Jahres 187. hielten die Redakteure des „Tageskorrespondenten“ ihre erste Konferenz. Zunächst nahmen die beiden Mitredakteure die Auseinandersetzungen ihres Chefs über die gemeinsame Aufgabe und die speziellen Leistungen, welche von jedem einzelnen erwartet würden, entgegen.

Herrn Schweders Darlegungen waren ungefähr folgende:

Der „Tageskorrespondent“ hat — natürlich — die Aufgabe, einem dringenden Bedürfnisse des — Publikums abzuwehren. Parteizeitungen gibt es genug; des Parteigeizünts ist das Publikum herzlich satt, besonders die „bessere“ Gesellschaft, welche vor allem jene „Ruhe“ liebt, die die erste Bürgerpflicht ist. Darum soll der „Tageskorrespondent“ über den Parteien stehen. Er soll — „von Fall zu Fall“ — die politischen Ereignisse prüfen und zu ihnen Stellung nehmen — ausschließlich vom Standpunkte des Gemeinwohls. Ebenso parteilos wird der „Tageskorrespondent“ den wirtschaftlichen Zuständen und Geschehnissen entgegentreten; nirgend soll er dem Privatinteresse dienen — unverwandt wird er das der Gesamtheit im Auge haben. Vorzüglich wird er für die gedeihliche Entwicklung der vaterländischen Industrie und des Handels dem Auslande gegenüber in die Schranken treten. Auf die Pflege der schönen Wissenschaften wird er gleichfalls sein achtames Augenmerk zu richten haben. Die Künste, allen voran die dramatische Kunst, als das am lauteften zu Herzen sprechende Erziehungsmittel des Volkes, soll er auf das wohlwollenste protegiren und fördern. Dem Neuigkeitsdrange wird er mit den frischesten Botchaften des internationalen Telegraphenverkehrs, dem Bedürfnis nach Unterhaltung wird er mit den besten Erzeugnissen der modernsten Romanliteratur und Novellistik entgegenzukommen haben; für Haus und Hof, Küche und Keller wird er mit gemeinnützigen Mittheilungen sorgen. Pitante Notizen aller Art werden dem reichhaltigen Ensemble jene scharfe Würze zu verleihen haben, welche der verwöhnte Gaumen des modernen Publikums bedarf.

So sprach der neugebackene Chefredakteur. Dem ausgewanderten Schulmeister stand trotz seiner „tichtigen Kenntniß des amerikanischen Zeitungswezens“ der große Mund vor Verwunderung weit offen. Und zu dieser Verwunderung gesellte sich ein gelindes Entsetzen, als der Chef so leichthin, als wäre es ein Pappentitel, was er verlangte, die Herren Kollegen freundlichst ersuchte, im engsten Anschluß an diesen seinen kleinen Vortrag den Prospekt des Unternehmens für die am 25. d. M. zur Ausgabe gelangende Probenummer zu entwerfen — womöglich noch heute.

Dann erfolgte die Vertheilung der Geschäfte für die Probenummer. Den politischen Leitartikel behielt sich Herr Schweder vor. Mit der Abfassung eines wirtschaftlichen beauftragte er den „Journalisten von Profession“, Herrn Prell, der ja Jura et Cameralia studirt hatte, zweien oder dreien Professoren durch die nationalökonomischen Kollegien gelaufen und dereinst als Referent ein ständiger Gast bei den populären Vorträgen des berühmtesten deutschen Volkswirtschaftsmessias gewesen war. Die politische Uebersicht für Deutschland übernahm der Chefredakteur ebenfalls und einen Roman für das Feuilleton, einen gewöhnlichen Romanband stark, hatte er auch bereits von einem eben in der Mode befindlichen Romancier für den bescheidenen Preis von zweitausend Thalern angekauft. Die Politik von England und Amerika wurde Herrn Hampel, dem Schulmeister, als Monopol zugetheilt; die der noch übrigen europäischen Länder sollte Herr Prell besorgen, und in den Rest möchten sich die Herren nur einfach theilen, meinte der Chef freundlich.

Und so geschah es denn auch. Dem Chef schien alles spielend leicht zu fallen. Bei den beiden andern gab es einige Schwierigkeiten. Schweders Arbeiten waren so sachverständig und geistvoll, daß der Respekt, welchen den Kollegen, auch dem selbst ein bedeutendes Theil von Selbstgenügsamkeit zur Schau tragenden Residenten, sein sicheres und entschiedenes Auftreten und seine Redefertigkeit eingeflößt hatte, noch um ein beträchtliches wuchs.

Herrn Prell, den studirten Volkswirtschaftler, brachte sein ökonomischer Leitartikel auch nicht in Verlegenheit. Er hatte bloß zwei Stunden suchen müssen. Herr Prell besaß nämlich zwei Koffer. In dem einen kleinen steckten ein grauer Sommeranzug, drei neue Oberhemden mit gestickten Chemisettes, ein frischgewaschenes Nachthemd und etliche Paar Strümpfe — beiläufig gesagt, die ganze Garderobe des Herrn Prell, mit Ausnahme dessen, was er auf seinem schlanken Leibe trug; der andre große Koffer, der ziemlich schwer war und vor dem seine Wohnungswirthin wegen seines vermeintlich höchst werthvollen Inhalts eine ungeheure Achtung an den Tag legte, steckte gedrückt voll von alten Zeitungsblättern. Während jener kleine Koffer das umschloß, was den irdischen und materiellen Besitz des Herrn Prell ausmachte, enthielt dieser seine geistigen Schätze; Abhandlungen nämlich und Notizen über alles mögliche Wissenswerthe — über die Zukunftspolitik des deutschen Reichs, wie über Stiefelwischfabrikation, über Wissenschaft und Kunst, als die Krone des Menschendaseins, wie über Vertilgung von Schaben und Feld-

mäusen. Herr Prell gehörte zur Spezies der journalistischen Hamster; gleichviel, wo diese nützliche Menschenorte geistige Nahrung entdeckt und gleichviel von welcher Qualität diese Nahrung ist, alles wird sorgfältig zu Haus geschleppt, und in diesen Haufen wird im Bedürfnisfalle auf gut Glück hineingegriffen und das daraus Hervorgezogene in ein wenig pikanter Sauce, mit einem kleinen Köpfchen und einem kleinen Schwänzchen von des Hamsters eigener Mache daran, als Originalwert des vom guten dummen Publikum ob seiner Kenntnißfülle und Vielseitigkeit hoch bewunderten Federfuchser von frischem auf irgendeinem Zeitungsbüffet aufgetragen.

Herr Prells geistige Schatzkammer barg nun mehrere Duzend von Artikeln und Vorträgen des erwähnten Volkswirtschaftsmessias. Die schleppte er jetzt, da er sich entschlossen hatte, etwas ganz Außerordentliches zu leisten, aus allen Ecken des Riesentoffers zusammen, schnitt aus ihnen die ihm besonders imponierenden Stellen heraus und ordnete schließlich diese Ausschnitte so, daß er mit nicht allzu großer Anstrengung seines eigenen Ingenium nur einer Phrasenkleister zu verfertigen hatte, um die Schnitzel mit einander zu einem scheinbaren Ganzen zu vereinigen. Zum Schlusse seiner gemeinnützigen Thätigkeit drechselte er dann das bewußte Köpfchen und Schwänzchen, nannte dabei möglichst oft den „Tageskorrespondenten“ und — ein wirklich glänzender volkswirtschaftlicher Originalleitartikel war fertig. Bei der Zusammenstellung seiner politischen Tagesartikel plünderte Herr Prell nicht die alten, sondern die neuen Zeitungen, sowie zwei autographirte politische Korrespondenzen, von denen er sich aus der Residenz die neuesten Exemplare hatte nachschicken lassen.

So kam denn Herr Prell, allerdings nach so fleißiger Arbeit, wie er sie lange nicht geleistet hatte, auch noch rechtzeitig und zur Befriedigung des Chefredakteurs mit seiner Thätigkeit für die Probenummer zum Ende.

Dafür ging es dem Herrn Hampel um so schlechter. Auf das Ausschereen aus anderen Zeitungen richtete er sich zwar, nach dem guten Rathe seines hülfsbereiten Kollegen Prell, bald ein, aber dann sollte er, wie Herr Schweder zu guter Letzt noch eingefallen war, eine pikante Plauderei über das amerikanische Leben vom Stapel lassen, und dazu mißriethen alle im Schweiß seines Angesichts gemachten Versuche, obgleich er mit dem schönen Dichterworte: „Warum in die Ferne schweifen, sich das Gute liegt so nah“ begann; und die Probenummer mußte sich schließlich ohne amerikanische Plauderei behelfen, brachte dafür aber einen sogenannten pädagogischen Artikel von Herrn Hampel, worin er sich alle erdenkliche Mühe gab, die Nützlichkeit des Volksschulunterrichts nachzuweisen, eine Leistung, für die sich der Chefredakteur Schweder durchaus nicht begeistern zu können erklärte, zumal, wie dieser meinte, kein Mensch mehr an der Thatsache, mit deren Beweis sich Herrn Hampels Abhandlung abquälte, zweifle.

Im ganzen befriedigte die Probenummer die Redaktion und das Publikum und verkehrte ihren Zweck nicht, viel besprochen und begehrt zu werden. Da nun auch die ausgedehnteste und unverschämteste Reklame für das hoffnungsvolle Unternehmen gemacht wurde, ächt amerikanische Reklame, wie der „Amerikaner“ Hampel versicherte, so trat der „Tageskorrespondent“ mit einem garnicht unbeträchtlichen Gefolge von Abonnenten in das erste Quartal seines Bestehens.

Diese erfreuliche Mitteilung hatte Herr Schweder eben seinen Kollegen gemacht, als er am zweiten Juli in sein Redaktionszimmer trat.

Es war der Tag, an welchem der leitende Redakteur des „Tageskorrespondenten“ seine von jetzt an täglich sich erneuernde Arbeit aufnehmen und regeln wollte.

Mit Herrn Schweder, dem sorglos und nur dem Genuß nachgehenden Lebemann, war in den zwei letzten Jahren eine mächtige Veränderung vorgegangen, zur größten Verwunderung aller seiner Bekannten.

Nicht nur, daß er den lebhaftesten Antheil an dem Zustandekommen der mit großen Mitteln und noch größerem Glanz in die Aktion getretenen Kompagnie Aster, Wachtel und Sentheil genommen; er hatte sich seit jener Zeit auch um das Geschäfts- und Industrietreiben überhaupt und sogar um Politik gekümmert, an der er früher immer mit besonders verächtlichem Achselzucken vorübergegangen war.

So hatte er sich selbst und die Welt auf die Rolle einigermaßen vorbereitet, welche er jetzt übernommen. Sein ungemessenes Selbstgefühl und die ihm eigenthümliche Nichtachtung fremder

Leistungsfähigkeit ließen den Gedanken in ihm nicht aufkommen, daß er sich an eine Aufgabe gewagt hätte, welcher er nicht gewachsen wäre.

Dementprechend nahm er denn an dem erwähnten zweiten Juli in dem Hochgefühl seiner Ueberlegenheit ebenso würdevoll als kaltblütig an seinem Redaktionspulte Platz und vertiefte sich in die Lektüre einiger großen Zeitungen, von denen er aus Erfahrung wußte, daß sie für eine Provinzialzeitung — mochte dieselbe auch mit dem Anspruche politischer Selbständigkeit auftreten, gleich der seinen, oder nicht — allezeit zuverlässige Leitsterne für die Pilgerfahrt durch das kupirte Terrain politischer Wirksamkeit waren. Herr Schweder hatte soeben einen ausgezeichneten Leitartikel eines bekannten Weltblattes mit einem Blaustiftstrich zu redaktioneller Beachtung ausgezeichnet, weil derselbe in höchst geistvoller und zum Gefühle sprechender Weise alle liberalen Parteien des so überaus glücklich geeinten deutschen Vaterlandes an ihre Pflicht mahnte, auch und vorzüglich gegen die Reichsregierung und ihre immerdar nur den heiligsten Interessen der Gesamtheit dienenden Forderungen sich liberal zu erweisen, als leicht an die Thür gepocht wurde, und auf das kurze „Herein“ des Chefredakteurs sein erster Kollege, Herr Prell, eintrat.

„Was bringen Sie, mein lieber Prell?“ fragte Schweder, indem er sich in seinem Armstuhle zurücklehnte und das Cigarrenetui hervorholte, um dem Kollegen eine Havanna anzubieten.

Herr Prell steckte schmunzelnd das duftige Kraut in Brand und begann:

„Ich weiß nicht, ob Sie bereits bemerkt haben, verehrtester Herr Kollege — die politischen Nachrichten aus dem Auslande fließen augenblicklich ungemein spärlich —“

„Allerdings,“ nickte Herr Schweder.

„Nun ja, da dachte ich, es wäre vielleicht nicht übel, wenn wir es einmal mit einer kleinen Ente versuchten —“

Herr Schweder drückte sich sein Vincenz auf die Nase und schaute leise lächelnd in das schon recht verlebte Gesicht des noch garnicht alten Mannes.

„Zum Beispiel, mein lieber Prell . . .“

Dieser mochte das Lächeln für eine Ermuthigung angesehen haben, denn er lächelte gleichfalls, und zwar ziemlich selbstzufrieden, und sagte:

„Ich denke, wir sind bisher so enthaltam, so ganz gegen allen Comment objektiv und wahrheitsliebend gewesen . . .“

„In den bis jetzt erschienenen zwei Nummern,“ schaltete Schweder ein.

„Zwei Nummern, das ist viel,“ meinte Prell, „zumal wenn eine Probenummer darunter ist . . .“

„In der wir zur Probe unserer Leistungsfähigkeit auch wenigstens eine derbe Lüge eigener Fabrikation hätten aufstischen müssen — so meinen Sie doch, lieber Kollege?“

Da Schweder diesmal seinem lieben Kollegen nicht ins Gesicht schaute, erlaubte dieser sich, seinem Lächeln die Schattirung des Mitleids zu geben.

„Erlauben Sie, verehrter Herr Kollege. Mit Lüge ist der sehr bezeichnende terminus technicus wohl nicht zutreffend übersetzt. Die Ente ist ein geflügelter Neuigkeitbote, den phantastische Publizisten nach der Richtung des politischen Wahrscheinlichen ausfliegen lassen.“

„Und diesen geflügelten Boten nennt man Ente und nicht etwa Brieftaube oder so etwas, weil er seiner Natur nach nicht weit zu fliegen vermag — die Enten haben kurze Flügel, sagt das Sprichwort, nicht wahr? — und bei der nächsten besten Pfüge am Wege fallen sie gemeinhin ins Wasser, so ist's doch, lieber Kollege?“

Herr Prell, der aus seinem Chef nicht recht klug zu werden vermochte, neigte bloß etwas verlegen zustimmend sein struppiges Haupt.

„Und was für ein Entchen wäre es, das Sie aufflattern lassen möchten?“ fuhr Schweder fort.

„Nun, natürlich eine, die für das blöde Publikum einer reellen Brieftaube zum Sprechen ähnlich sieht und nicht so leicht in ihrer ganzen Entenhaftigkeit entlarvt werden kann, z. B. eine Nachricht über gährende Unzufriedenheit unter den Eingeborenen Indiens, drohende, aber von den Engländern in ihren Symptomen frampfhast verheimlichte Rebellion, oder eine recht pikante russische Palastgeschichte, — ich meine, so etwas muß von Zeit zu Zeit auch die vorichtigste Zeitung riskiren, um die Sensationsucht des lieben Publikums zu befriedigen.“

„Nicht übel, lieber Kollege,“ nickte Schweder, auf den der

gewigte Press und dessen Vertrautheit mit den journalistischen Pfiffen und Kniffen einen lustigen Eindruck machte. „Etwas dergleichen ist in der That gelegentlich zu versuchen, aber vorläufig wollen wir uns auf die Produktion politischer Thatfachen noch nicht einlassen. Was bringen Sie mir sonst?“

„Den Artikel über das Eisenbahnwesen.“

„Zeigen Sie gefälligst.“

Schweder überflog den Artikel, der auf einem durch Umeinanderleben mehrerer Blätter zur Meterlänge ausgedehnten Papierstreifen geschrieben war.

„Sie haben im allgemeinen meine Intentionen getroffen,“ sagte er nach ein paar Minuten. „Man muß Handel und Wandel ermunthigen. Das Land muß vor allen Dingen produziren und wieder produziren. Das ist die Hauptsache. Und nichts regt so trefflich und nachhaltig die Produktion an, bringt die Industrie in Flor, als der Eisenbahnbau. Wir brauchen also Eisenbahnen — aber halt, da haben Sie geschrieben, lieber Press: Natürlich dürfen die Eisenbahnlinien nur diejenigen Gegenden bestreichen, diejenigen Bezirke mit einander verbinden, in denen bereits eine lebenskräftige Industrie Wurzel geschlagen hat, eine Industrie, der eine möglichst bequeme Verbindung mit dem Weltmarkte noth thut u. s. w. Aber ich bitte Sie, lieber Kollege, was sind das für antiquirte Anschauungen?“

„Wollen Sie mir gefälligst weiterlesen, verehrter Herr Kollege. Ich habe ausdrücklich hinzugefügt, daß man da, wo es sich um den internationalen Verkehr handelt, um die Verbindung ausländischer Produktions- oder Handelscentren mit einheimischen oder mit dem Meere, oder um Vermittlung eines lebhaften Güterverkehrs zwischen Ausland und Ausland — daß in allen diesen Fällen es natürlich vollkommen wirtschaftlich gerechtfertigt wäre, wenn man die betreffenden Eisenbahnlinien auf dem nächsten Wege, eventuell auch quer durch ein völlig industriearmes Land hindurchführte.“

Herr Schweder zuckte mißbilligend und ungeduldig die Achseln.

„Das ist ja alles ganz schön, in der Hauptsache aber doch total verfehlt. Ich bitte Sie, lieber Herr, wie kann man sich auf einen so niedrigen, kurzfristigen Nützlichkeitsstandpunkt stellen. Ueberallhin muß das Eisenbahnnetz ausgedehnt werden, und in industriearme Gegenden erst recht. Die Industrie folgt dem Eisenbahnbau auf dem Fuße, dieser erzeugt sie, dadurch werden der nationalen Produktion ganze neue Reiche erobert. Also man baut nicht bloß Eisenbahnen, um der bereits lebenden und lebensfähigen Industrie zu nutzen, sondern man hat sie zu bauen, um Industrie und Handel neu zu erzeugen. Verstehen Sie mich, lieber Kollege?“

Herr Press verstand seinen Chef vollkommen, und er nahm es dem Volkswirtschaftsgelehrten, welchem er seinen Artikel auf das gewissenhafteste sinngetreu nachgeschrieben hatte, gewaltig übel, daß dieser nicht auch auf die sublimen Gedanken seines, wie es ihm schien, wirklich in allen möglichen Wissensfächern außerordentlich gut beschlagenen Chefredakteur gekommen war.

Er schlug sich an die Stirn:

„Wahrhaftig, verehrtester Herr Kollege, das ist auch vollkommen mein Standpunkt. Nur ein lapsus pennae, ein Durchbrennen der Feder mit dem Gedanken, war es, welches mich jenen Satz hat niederschreiben lassen. Das läßt sich aber sehr leicht ändern, kinderleicht —“

„Gewiß, Sie brauchen nur den fraglichen Satz in sein direktes Gegentheil zu verwandeln,“ sagte Schweder trocken.

„Natürlich, mit dem größten Vergnügen, ist in fünf Minuten geschehen.“

Herr Press ging mit dem verbesserungsbedürftigen Artikel ab. An der Thür stieß er auf einen ältlichen Herrn, der gleichfalls den Chefredakteur sprechen wollte.

Als Schweder die Stimme des Neugekommenen hörte, stand er auf und ging demselben entgegen.

„Willkommen, mein bester Herr Justizrath!“ rief er in augenscheinlichem Entzücken über den Besuch. „Sie kommen wirklich wie gerufen, verehrter Herr. Ich bin Ihres bewährten Rathes dringend bedürftig.“

Der Justizrath Wachtel — dieser war es natürlich — schüttelte seinem lieben Freunde Schweder auf das herzlichste die Hand.

„Ergebenster Diener, liebster Freund. Muß doch sehen, wie Sie sich eingerichtet haben. Bin selbstverständlich herzlich gern bereit, Ihnen in Ihrem neuen, schwierigen und verantwortungsvollen Beruf nach Kräften beizustehen. Ihr gemeinnütziges Unternehmen ist von garnicht hoch genug zu schätzender Wichtigkeit.

Habe darum auch, wie Sie wissen, gethan, was ich nur irgend konnte, um dem „Tageskorrespondenten“ eine solide materielle Basis zu schaffen. Leicht war's nicht grade. Alster wollte die Nothwendigkeit lange nicht einsehen.“

„Herr Alster ist in neuester Zeit ein wenig ängstlich geworden,“ meinte Schweder.

„Immer ist er's gewesen. Unaufhörlich habe ich ihn vorwärts-treiben müssen, sonst steckte er heut noch in seiner unbedeutenden Stadtverordneteneigenschaft drin, wäre ein kleiner Hausbesitzer und weiter nichts, trotzdem der Mensch ein gradezu unvernünftiges Glück hat, ein Glück, von dem ich bloß die Hälfte brauchte, um ganz andre Sprünge zu machen, als er — das können Sie mir glauben, mein lieber Schweder.“

„Ich bin davon überzeugt, mein verehrter Herr Justizrath,“ versicherte Schweder. „Von dem Momente an, der mir das Glück Ihrer näheren Bekanntschaft brachte, habe ich Ihren scharfen, freischauenden Blick und Ihr rasches Handeln in allen, auch den schwierigsten Geschäftsangelegenheiten bewundert. Es war damals geradezu genial, daß Sie plötzlich, Ihre Geschäfte selbst wieder aufnehmend, in der Verbindung mit Senkbeil die beste Garantie für das Gedeihen Ihres in Gemeinschaft mit Herrn Alster geplanten industriellen Unternehmens sahen.“

Herr Schweders Stimme hatte bei diesen Worten beinahe treuherzig geklungen, und dennoch flog über des Justizraths tiefgeschchnittene Gesichtszüge ein Schimmer des Mißtrauens und er schaute dem Sprecher über seine Brille hinweg scharf ins Auge. Darin war aber keine Spur von Falsch zu entdecken; Herr Schweder präsentirte vielmehr seinem Besuche in liebenswürdigster Harmlosigkeit eine Cigarre und schaute etwas erstaunt darein, als der Justizrath nach einigem Zögern erwiderte:

„In dieser Beziehung, bester Freund, thun Sie mir doch ein wenig zu viel Ehre an. Die Verbindung mit Senkbeil, die mir gleich an jenem merkwürdigen Abend bei Weinhold, — Sie erinnern Sich doch noch? —“

„Oh gewiß,“ nickte Schweder. „Es war ein außerordentlich glückliches Spiel des Zufalls, welches uns damals zusammenführte. Jener Abend ist mir vorzüglich darum im Gedächtniß geblieben, weil er es eben ist, von dem ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft datire, mein verehrtester Herr.“

„Die Ehre und das Vergnügen auf meiner Seite,“ erwiderte, das graue Haupt leicht neigend, der Justizrath; dann fuhr er fort: „Also die Verbindung mit Senkbeil, die auf mich von vornherein einen sehr günstigen Eindruck gemacht hat, ist doch nicht so ganz mein Werk; es war mir manchmal sogar so vorgekommen, als ob wir, Alster und ich, besonders aber ich, die Genugthuung dieser Assoziation Ihnen zu verdanken hätten, liebster Freund Schweder.“

Wenn der alte Herr meinte, dadurch die lange vergebens gesuchte Aufklärung zu erlangen, daß er, allerdings nicht zum erstenmale, bei Schweder bezüglich der Ursachen und des Zustandeskommens jener in so seltsamer Hast vollzogenen Verbindung — sozusagen — auf den Busch klopfte, so hatte er sich gründlich getäuscht. Schweder verzog keine Miene, als er entgegnete:

„Ich würde mich wirklich freuen, wenn ich jenes bisher schon, und in der Zukunft noch vielmehr, allen Betheiligten zum Segen reichende Ereigniß auf das Konto meiner guten Thaten schreiben könnte. Aber ich habe leider nichts weiter dabei gethan, als zuerst eine bereits vollendete Thatfache konstatiert. Ich weiß allerdings nicht mehr genau, habe es wohl auch nie genau gewußt, ob Sie, bester Herr Justizrath, oder Ihr Freund Alster das entscheidende Wort gesprochen haben.“

„Nun denn, reden wir lieber von unseren Geschäften,“ sagte der Justizrath plötzlich, von dem bisherigen Gange des Gesprächs abspringend. „Wie geht es mit dem „Tageskorrespondenten“?“

„Es läßt sich leidlich an. Anstrengungen wird es genug noch kosten. Und die, welche dazu gehört, das Redaktionspersonal einzurichten, ist nicht die kleinste. Jede Zeile möchte man selbst lesen, ehe man sie zum Drucke kommen läßt —“

Die Unterhaltung wurde unterbrochen. Es klopfte.

„Sie verzeihen, verehrtester Herr Justizrath. Es wird irgend eine Belästigung in Redaktionsangelegenheiten sein —“

„Bitte sehr, gehen selbstverständlich vor.“

Nachdem Herr Schweder in ziemlich herrischem Tone sein Herein! gerufen, trat der Mitredakteur Nummer zwei, Herr Hampel, ein.

Auf dem durch einen amerikanischen Knebelbart verunstalteten Schulmeistergesicht lag breites Behagen.

„Ich habe mir erlaubt, einen größeren Artikel zu schreiben über amerikanische Politik ...“

„Ueber amerikanische Politik — so?“ sagte Schweder, ohne jene Befriedigung zu verrathen, auf die Herr Hampel eigentlich

im Augenblick nur für sehr wichtige Dinge Zeit.“ Schweder ließ das Vincenez fallen, durch das er Herrn Hampel fixirt hatte, und kehrte sich wieder zu dem Justizrath.

Herr Hampel ging gekränkt von dannen. —

„Der Mann sah nicht aus, als wenn er an Hypertrophie des Geistes leide,“ meinte der Justizrath.

Schweder zuckte die Achseln:

„Der Jugendfreund oder Verwandte unsres gemeinschaftlichen Freundes Alster —“

„Aha!“ —

„Mit dem andern wird sich eher etwas machen lassen. Er ist journalistisch gewandt, und was ihm an Verständniß noch fehlt, scheint ihm nicht schwer beizubringen zu sein. Zudem scheint er von dem an einem Publizisten zweiten und tieferen Ranges nur störenden Ballast sogenannter Grundsätze völlig frei zu sein; er beweist und preist alles, was er beweisen und preisen soll. Mit solchen Untergebenen ist angenehm zu arbeiten.“

„Ganz vorzüglich, in der That,“ nickte der Justizrath, höchlich erbauet. „Ich mache Ihnen mein aufrichtiges Kompliment! Hätte garnicht für möglich gehalten, daß irgendein Mensch sich so leicht in neue und sogar ziemlich komplizierte Verhältnisse hineinfinden könnte, als Sie, liebster Freund, in Ihre jetzige Stellung im öffentlichen Leben. Wie Sie die Dinge alle von den allein richtigen praktischen Gesichtspunkten aus auffassen! Und wie Sie die Menschen zu beurtheilen und zu benutzen verstehen! Ihre Probenummer war, besonders im politischen und volkswirtschaftlichen Theile, ein wahres Meisterstück!“

Schweder verneigte sich verbindlich.

„Sie wäre es nicht geworden, Herr Justizrath, wenn Ihre politische Erfahrung und Ihr ausgezeichnetes juristischer Verstand uns nicht zur Seite gestanden hätte. Ohne Ihre Notizen und Fingerzeige

würde mir mein Leitartikel nicht so leicht und inhaltvoll aus der Feder geflossen sein.“

Wieder klopfte es, und Herr Prell trat ein.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Rieseninsekt aus Neuguinea. (Seite 216.)

gerechnet hatte, dem, wie er freilich niemanden noch gestanden, soeben der erste größere Zeitungsartikel in seinem Leben gelungen war. „Wollen Sie sich gefälligst mit Ihrem Kollegen Prell über die Opportunität Ihres Artikels ins Klare setzen. Ich habe



Das Teufelschloß im Franz-Josephs-Fjord. (Seite 216.)

## Der Geheimmittelschwindel.

Von Emanuel B.

„Kann machen, daß die Blinden gehn,  
Und daß die Lahmen wieder gehn.“

Auf dem Marktplatz zu X war großes Gedränge. Ein bunt ausgestaffirter Reiter lockte durch schmetternde Trompetenklänge eine neugierige Menge um sich und verkündete mit lauter Stimme, daß unter hoher, obrigkeitlicher Erlaubniß der berühmte Doktor Aureolus Theophrastus Bombastus allhier erscheinen werde, um durch seine außerordentlichen Elixire und Pflaster alle Leidenden von ihren Schmerzen zu erlösen. Die wunderbarsten und geheimsten Naturkräfte habe er zu einem Artanum vereinigt, vor dem der Tod fliehen muß. — Bald darauf wird ein Gerüst aufgeschlagen; vor der Bude besulstigt ein Poffenreißer die gedrängt Herumstehenden und erzählt von den wunderbaren Kuren seines Herrn. Endlich erscheint er selbst, mit großer Allongeperrücke und wichtiger Miene, und breitet vor sich eine große Anzahl Flaschen und Schachteln aus. Alles drängte sich zu ihm. Dieser hat ein schlimmes Bein, jener eine kranke Hand. Ein altes Weib will von ihren Runzeln befreit sein, ein junger Fant beklagt sich über zu spärlichen Bartwuchs. Allen kann er helfen, allen wird er helfen durch Pillen, Tränke und Mixturen. Nach einigen Stunden ist der uner schöplich scheinende Vorrath verkauft. Seine Gelahrtheit zieht weiter.

„Den Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben!“ Unser Zeitalter der Presse bedarf nicht mehr der wirklichen Marktschreier; derselbe Erfolg wird weit bequemer erreicht durch die gedruckte Reklame. In welchem Maße und mit welcher cynischen Offenheit dieselbe ausgenutzt wird, zeigt ein Blick auf den Inseratenthail der meisten Zeitungen.

Die Geheimmittelkrämerei ist ein Auswuchs der Heilwissenschaft. Unsere Zeit ist aufgeklärt genug, um an übernatürliche Kräfte nur mit wenigen Ausnahmen zu glauben. Woher kommt es nun, daß die Menge, und zwar rekrutirt sie sich aus allen Ständen, sich den Schwindlern anvertraut? Daß die Dummen nicht alle werden, gibt allein keine ausreichende Erklärung. Die Ursache der Erscheinung liegt wohl mehr darin, daß das medizinische Wissen und Können den zahllosen Leiden gegenüber immer noch ein sehr engbegrenztes ist. Der Kranke aber will geheilt sein und glaubt dies nur durch Arzneien erreichen zu können; jene Industrie wird daher so lange gedeihen, bis mehr Verstandniß und Wissen über das eigne Ich, über das physische Leben in das Bewußtsein der Menge eingebracht sein wird. Auch gegen diese Dunkelänner hilft nur „mehr Licht“; nur die Aufklärung kann einen erfolgreichen Kampf liefern. Pflicht der Presse wäre es, nicht nur jene schwindelhaften Annoncen zurückzuweisen, sondern durch Besprechung der Geheimmittel ihre Nutzlosigkeit und ihre Schädlichkeit darzulegen. Professor Bock wirkte vor einigen Jahren in diesem Sinne; Prof. Wittstein gab ein umfangreiches „Taschenbuch der Geheimmittellehre“ heraus, in welchem er die Zusammensetzung der meisten kurfirenden Artana mittheilte. Chemische Untersuchungen lieferten auch Dr. Hager und Jacobson in Berlin, welche sie in den von ihnen herausgegebenen „Industrieblätter“ veröffentlichten. Diese verdienstvollen Arbeiten verlieren völlig ihren Werth, wenn sie nicht in die weitesten Kreise dringen. Mit der Veröffentlichung der Analyse allein ist jedoch noch nicht geholfen; der Werth oder Unwerth der angepriesenen Mittel kann dem Laien erst klar werden, wenn er über die Natur des zu bekämpfenden Leidens und die ärztlichen diesbezüglichen Vorschriften einigen Aufschluß gewinnt. Nicht alle Geheimmittel sind durchaus verwerflich; gar manche unterscheiden sich von einer ärztlich verschriebenen Medizin nur dadurch, daß sie im Vergleich mit der offiziellen Arznei ungeverhältnißmäßig theuer sind. Andere wiederum beruhen auf direktem Betrug, wie z. B. das „Mittel gegen Lungenseuche der Kinder von einer Pfarrersfrau im Badenschen“. Nach der Untersuchung von Hager und Jacobson ist dasselbe weiter nichts, als Brunnenwasser. Ein Selterswasserkrug voll kostet vier Mark; sein wirklicher Werth ist natürlich gleich Null.

Die meisten Geheimmittel schädigen aber nicht nur den Beutel der Gläubigen, sondern hauptsächlich die Gesundheit, und zwar sowohl dadurch, daß der Kranke durch Anwendung der günstigsten Falls indifferenten Mittel den richtigen Zeitpunkt des ärztlichen Einschreitens verpaßt und dadurch das Uebel sich einnistet läßt,

als auch dadurch, daß leider sehr viele der angepriesenen Arzneien direkt schädlich und giftig sind. In Bezug auf letztere ist dringend zu verlangen, daß die Gesundheitspolizei mit allen Mitteln ausgerüstet wird, um diesem gefährlichen Unfuge zu steuern. Eine positive Hülfe kann aber nur dadurch kommen, daß, wie wir schon oben hervorhoben, mehr Licht geschafft wird und, wie es Prof. Bock und Prof. Klenke in ihren zahlreichen populären Schriften erstrebten, die Kenntniß der Lebensgesetze immer mehr und mehr in die Familie und in die Schule dringt.

Eine recht befremdliche Erscheinung ist es, daß grade für diejenigen Uebel, deren Heilung die Wissenschaft nur mittels spezieller Kuren zu vollbringen vermag, eine Reihe von Geheimmitteln existiren, welche universell zu heilen versprechen.

Zahnschmerzen — welch' schreckliche Gedanken erweckt die Erinnerung an dieses Leiden, welch' kummervolle Tage haben sie schon der Menschheit bereitet, vom nervösen schwachen Brädeln bis zum durchkreißenden Juden, das schon manchen Verzweifelnden den kranken Zahn an ein Tischlein binden ließ, um mit kühnem Ruck sich von dem Unruhstifter zu befreien. „Wer nie mit hohlen Zähnen aß,“ wenn nie das Schreckensbild eines zahnausziehenden Barbiers im Traum erschienen ist, wer nie, stumpfsinnig vor Schmerz die Tage verbrachte, der versteht nicht, welche Gefühle einen Kranken durchströmen müssen, wenn er nach schlaflos verbrachter Nacht mit verbundenem Gesicht des Morgens in seinem Zeitungsblatt mit großen Lettern die Annonce prangen sieht: „Keine Zahnschmerzen mehr. 500 Mark demjenigen, der nach Gebrauch meines Mundwassers noch weiter an Zahnschmerzen leidet.“

Die Wissenschaft trennt in der Behandlung dieses Uebels rheumatischen und durch Zahnfäule (caries) hervorgerufenen Schmerzen; Universalmittel gegen Zahnleiden kann es also nicht geben, ausgenommen eins, dafür zu sorgen, daß gesunde Zähne nicht krank werden. Besonders die sehr verbreitete Zahnfäule entsteht nur durch nachlässige Behandlung und Unsauberkeit der Zähne. Häufiges Mundauspülen und Bürsten mit Wasser, oder noch besser mit säulnißverhindernden Mitteln, sind dringend anzurathen. Auch ist dafür Sorge zu tragen, daß der schleimige Ueberzug der Zähne, Weinstein, richtiger Zahnstein, genannt, beseitigt wird.

Ein gutes Zahnpulver stellt man sich dar aus Schlemmkreide 30 Gramm, gereinigte Kalmuswurzel 15 Gr., Nelkenöl 5 Tropfen; gepulverte Holzkohle ist nicht zu empfehlen, da sie den Zahnschmelz angreift, ebenso das Putzen mit Zahnteifen und Cigarrenasche. Für das Mundspülwasser löse man 1 Theil übermanganfaures Kali, das man sehr billig bei Apothekern und Droguisten erhält, in 15 Theilen Wasser, die Lösung werde in einer Flasche mit Glasstöpsel aufbewahrt (Kork wird angegriffen); zum Gebrauche nehme man 5—10 Tropfen in ein halb mit lauwarmem Wasser gefülltes Trinkglas. Nach dem Ausspülen hinterbleibt eine schwach braune Färbung des Gaumens und der Zunge, die aber nicht schädlich ist, keinen üblen Geschmack verursacht und beim Putzen der Zähne bald verschwindet. Gegen das Bluten des Zahnsfleisches empfiehlt es sich, dem Mundspülwasser einige Tropfen Myrrhentinctur zuzusetzen. In neuester Zeit werden vielfach Salicylsäurepräparate zum Mundauspülen und Zähneputzen empfohlen. Die Salicylsäure ist ein sehr wirksames Antiseptikum, das anstatt der lästig riechenden und zu energischen Karbolsäure große Aufnahme gefunden hat. Ihre Wirkung bei Zahnfäule ist nicht zu bezweifeln, jedoch wird gegen ihre Anwendung der Einwurf erhoben, daß sie den Zahnschmelz angreife. Ein mäßiger, nicht täglicher Gebrauch derselben kann keinen Schaden verursachen, und ist besonders für solche empfehlenswerth, welche hohle Zähne haben, da diese stets der Sitz säulniß-erregender Fermente sind. Man löse 1 Gr. chemisch reine Salicylsäure in  $\frac{1}{10}$  Liter Spiritus (wer den unangenehmen Geschmack des letzteren vermeiden will, nehme Rum; Kornbranntwein löst nicht, weil er zu schwach ist). Zum Gebrauche nehme man ein halbes Liqueurglas voll mit einem halben Glase Wasser. Es entspricht dies einem Gehalte von 0,02—0,03 pCt. Salicylsäure. Die unzähligen Geheimmittel, welche gegen Zahnschmerzen existiren, beabsichtigen meistens durch Betäubung des Nerven augenblickliche Beruhigung zu schaffen, dergleichen Mittel bieten aber

keine Sicherung gegen Wiederkehr des Schmerzes. Im Gegentheil, wenn nicht durch einen Zahnarzt, nicht etwa durch einen Barbier, die Ursache der Krankheit radikal beseitigt wird, so ist sicher anzunehmen, daß im Laufe der Zeit die noch gesunden Zähne durch Ansteckung ebenfalls krank werden. Das Ausreißen der Zähne wird von Ärzten nur noch selten benutzt, bei allen durch Zahnfäule verursachten Krankheiten ist der Arzt durch Anwendung säurewideriger Mittel und durch Plombiren der hohlen Zähne vollständig in der Lage, den Schmerz zu beseitigen. Rheumatische Leiden sind allerdings nur schwierig zu vertreiben; durch Geheimmittel aber gewiß nicht, trotzdem dieselben mit Vorliebe dies zu behaupten pflegen. Sie bestehen gewöhnlich aus empfindungslos machenden Substanzen. So enthält der „Zahn Balsam von Hoffmann in München“ „zur sofortigen Stillung der heftigsten Zahnschmerzen“ 5 gr. Katechuintinktur (aus 1 Thl. Katechu und 3 Thln. Alkohol bereitet) und 20 Tropfen Nelkenöl. Sein Verkaufspreis, 1 Mk., beträgt um das zwölffache mehr, als der wirkliche Werth. Das „Zahnmittel von L. Höcker in Ronneburg“ besteht aus 3 Thln. Nelkenöl, 1 Thl. Kajeputöl, 2 Thle. Alkohol. Das „Zahnmundwasser von E. Hückstädt in Berlin“ (zum Stillen der Schmerzen damit getränkte Baumwolle in die Ohren zu stecken, oder auch an den Zahn zu legen) ist aus 16 Thln. Aether, 3 Thln. Nelkenöl, 1 Thl. Kajeputöl zusammengesetzt. Preis 50 Pf., Realwerth 10 Pf. Die „Zahnpillen von Schreyer & Co. in München“ gegen heftige Schmerzen kariöser (fauliger) Zähne enthalten 2 Thle. Kochsalz, 2 Thle. Pfeffer,  $\frac{1}{2}$  Thl. Zimmt,  $\frac{1}{2}$  Thl. Nelken, 2 Thle. Gummi arabicum, kosten 50 Pf. und sind 3 Pf. werth. Das Zahnschmerzmittel von Gustav Traberth in Eisenach besteht aus rother Baumwolle, welche mit Schwefelkohlenstoff und Senföl getränkt ist. Preis 1,5, Werth  $\frac{1}{3}$  Mk. Die Zahnschmerztröpfchen aus Döbberan sind aus Kajeputöl, Opiumtinktur und Aether zusammengesetzt. Die Zahntinktur von Nik. Babé in Stuttgart ist eine mit schlechtem Branntwein bereitete Wermuthtinktur, von welcher der Leidende so viel nehmen muß, bis er berauscht ist — dann hört der Zahnschmerz auf. Ähnlicher Humbug ist die Zahntinktur von Giovanoviti, die Mailänder Zahntinktur von Rau, die Zahntinktur von Dr. Reichel in Petersburg, die von Bogler, F. J. Walker in Eßlingen, von Weber, L. Wunderam in Braunschweig; die Zahntropfen von Dr. Davidson, fabrizirt von Eggers in Breslau, sind Nelkenöl und Kajeputöl, die schwedischen Zahntropfen von Dr. G. Grafström sind roth gefärbtes Pfeffermünzöl, die amerikanischen Zahntropfen von Majewsky sind mit Cochenille röthlich gefärbter kochsalziger Franzbranntwein, die Zahntropfen von Oberländer bestehen aus einer spirituellen Lösung von Birken- oder Fichtenthier, die Zahntropfen von H. Traberth in

Eisenach sind wie das obige Zahnschmerzmittel von Gustav Traberth zusammen gesetzt, Dbontine ist wieder eine Mischung von Nelkenöl und Aether. Man sieht, der Erfindungsgeist der Geheimmittelkrämer erweist sich nur fruchtbar in Erfindung neuer Namen; arzneilichen Werth besitzen die angeführten Medikamente nur in geringem Maße. Giftig und gefährlich anzuwenden ist die Jodpasta aus Paris, welche zum Tödten der Zahnnerven empfohlen wird. Sie ist ein mit Berlinerblau gefärbtes und mit Glycerin in Teigform gebrachtes Gemenge von 1 Theil arseniger Säure und 3 Theilen salzsaurem Morphin, enthält mithin gar kein Jod. Ihr Preis,  $5\frac{1}{2}$  Frcs., übersteigt den wirklichen Werth um das zwanzigfache. Direkt betrügerisch ist die Zahnwolle von Bergmann. Dieselbe soll jeden Zahnschmerz stillen und zwar in der Art, daß man das Objekt an einem Ende anzündet, dann gleich wieder ausbläst und den von der sorglühenden Wolle entweichenden Dampf einathmet. Die Angabe, daß es mit einem unschädlichen Blumen-Extrakt parfümirt sei, ist, wie Wittstein angibt, erlogen; dagegen besitzt es einen deutlichen Geruch nach Kreosot. Das Strähnchen kostet 25 Pf., ist aber nicht über 1 Pf. werth. Schädlicher Humbug sind auch die Zahnperlen für Kinder von Gehrig und Grunzig in Berlin, sowie von Ramçois in Paris. Erstere bestehen aus vulkanisirter Guttapercha und kosten fünfmal mehr als sie werth sind, letztere sind beimerne Kücheln, welche 3 Mk. kosten, aber nur 20 Pf. wirklichen Werth haben. Wittstein bemerkt zu letzteren, daß der Verfertiger, ein Dr. Ramçois in Paris gar nicht existirt, sondern der ganze Spuk von dem Kaufmann August Leonhardi in Freiburg ausgegangen ist. Lächerlicher Schwindel sind die Zahn-Cigaretten von F. v. Török in Pesth. „N. N. ausschließlich privilegirtes neuestes und bestes Mittel gegen Zahnschmerz.“ Es sind dies Cylinder aus grauweißem, dicke, grobem Löschpapier, welches mit Syrtantinktur getränkt ist. 8 Stück kosten 1 Mk. 71 Pf., Werth 9 Pf. Auf die Dummheit der Käufer spekuliren die elektromotorischen Zahnhalsbänder von Gehrig in Berlin, Julius Schrader in Munderkingen a. D. und W. Zehle in Berlin. Ueber ersteres theilt D. Helm Folgendes mit: Das Halsband hat dem Aeußeren nach das Ansehen eines gewöhnlichen doppelten Sammetbandes, an dessen Enden Schnürchen zum Zuknöpfen befestigt sind. Im Innern befinden sich der Länge nach zwei übereinander liegende Leinwandstreifen, welche mit Schwefel imprägnirt sind; beim Tragen des Bandes entsteht eine Reibung der beiden Streifen unter sich und an der Rückseite des Sammets, so daß mit der Zeit ein Theil des Schwefels sich ablöst und in den Poren des Sammets festsetzt. Das Schrader'sche Zahnhalsband enthält statt zwei, drei auf eine Fläche mit Schwefel überzogene Leinwandstreifen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Backhese und ihre faule „Selbstgährung“.

Von Dr. S. Sidmann, Arzt in Linnich.

Herr Professor v. Nägeli in München hat in seinen Arbeiten über die niederen Pilze und deren Beziehungen zu den Infektionskrankheiten den Ärzten eine Fundgrube für die Entdeckung der natürlichen Ursachen der zymotischen Krankheiten, der Krankheiten fauligen Charakters, geöffnet. Aber die unpraktischen „praktischen“ Ärzte stehen vor den hier entwickelten Thatsachen und Theorien und wissen nicht, was sie aus denselben machen, wie sie dieselben in der Krankheitslehre und der Heilwissenschaft verwerthen sollen. Aus von Nägeli's neuestem Buche, welches den Titel führt: „Die Theorie der Gährung“, sei mir's gestattet, denjenigen Gegenstand, welcher meines Erachtens bei der Suche nach den Ursachen der zymotischen Krankheiten die höchste Aufmerksamkeit verdient, nämlich v. Nägeli's Studien über die Backhese und ihre Nachgährung, herauszugreifen und die „Nach- oder ihre Selbstgährung“ der Hese vom hygienischen und sanitätspolizeilichen Gesichtspunkte zu besprechen.

Jetzt eben, während ich von Nägeli's mykologische Beobachtungen über die Hese für den Arzt zugänglich zu machen im Begriff stehe, habe ich — als Ergänzung zu meinen epidemiologischen Erfahrungen über Halsdiphtherie und über die Hese als ihre muthmaßliche Ursache — in meiner Praxis einen sehr

bezeichnenden Einzelfall von Halsdiphtherie in Behandlung. In der Familie eines Kleinbäckers leiden nach einem vier- bis fünf-tägigen Vorbotenstadium von Bauch- und Kopfschmerzen alle drei Kinder an Halsdiphtherie. Zwei derselben, und zwar diejenige, welche einige Tage an stinkendem Durchfall gelitten, sind leicht erkrankt, das größere dritte, welches hartleibig geblieben war, hat auf beiden Mandeln großengroße Faulbeläge mit bedenklichen Allgemeinercheinungen hochgradiger Blutvergiftung. Auf mein Befragen gesteht mir der Vater, daß er am Freitag vor der Kirchweih, also vor zehn Tagen, zu seiner Verwunderung den Backteig der gewöhnlichen Rundschafftsbrötchen, trotzdem er denselben, wie gewöhnlich, abends vorher mit der Hese eingeknetet hatte, nicht habe brauchen können, da dieser Teig nicht habe „gehen“ wollen. Der Teig sei so schlecht gewesen, daß er die bereits daraus geformten Brötchen wieder zusammengeknetet und es vorgezogen habe, aus diesem schlecht gegohrenen Teige nur die Kirchweihbrote für seinen eigenen Familienbedarf zu backen, während er für seine Kunden neuen Teig mit neu gekaufter frischer Hese ansetzte. Von jenem Kirchweihgebäck aus der „trägen“ Hese hatten aber die Kinder in der Kirumeswoche tagtäglich sich gesättigt. Genuß, ich hatte für meinen wiederholt ausgesprochenen

Verdacht auf Hefefäule als die Ursache der Halsfäule einen Anhaltspunkt gefunden.

Ich frug den Bäcker weiter aus, wie es denn komme, daß in den letzten Jahren die Hefe so häufig „träge“ werde. Er erzählte mir, daß einige Preßhefefabrikanten gute Branntweinhefe mit der viel billigeren, aber auch viel weicheren, zur Fäulniß neigenden süßen Braubierhefe vermischten und so eine wohlfeile und schlechte Hefenwaare in den Handel brächten. Das geschehe besonders im Herbst und den Winter hindurch.

Die Einzelheiten der Schilderungen dieses Technikers mir vorbehaltend, stelle ich als Arzt mir die Frage: Was ist „träge“, „faule“, schlechtgährende Hefe im Gegensatz zu reiner Hefe? Sind in der trägen Hefe neben dem Hefe- oder Alkoholpilze wesentlich noch andere, und welche Pilze thätig, und in welchem Zahlenverhältniß treten sie auf?

Träge Hefe — diejenige Hefe, von welcher der Bäcker und die Hausfrau, um die Gährwirkung gleichsam zu entzogen, unseeligerweise ungemein große Mengen dem Backteige zuzusetzen pflegen — ist eine solche Hefe, welche in „Selbstgährung“ übergegangen ist. Die Selbstgährung der Hefe ist aber ein ungemein böses Ding. Hören wir, was von Nägeli in seiner „Theorie der Gährung“ über diesen, oft sogar geruch- und geschmacklos sich entwickelnden Pilzverfaulungsprozeß der Backhefe schreibt\*).

Professor Nägeli gibt nicht zu, daß Gährung und Fäulniß als zwei ihrem Wesen nach verschiedene Vorgänge zu betrachten seien; er erklärt mit Pasteur das Faulwerden unreiner oder alt gewordener Hefe für eine neue, fremdartige Gährung, die auf Kosten der Hefezellen vor sich gehe, für eine „Selbstgährung“ der Hefe. Pasteur entdeckte die Selbstgährung der Bierhefe.

In Hefe, welche rein ausgewaschen (also ihrer Nährstoffe beraubt) ist, tritt bei 30 bis 35 Grad C. eine wahre, beinahe stürmische Gährung (eine Art falscher Nachgährung) ein. Daraus wird der Schluß gezogen, daß in den Hefezellen selbst ein in Zerlegung befindlicher Körper enthalten sei.

Nägeli widerspricht dieser Annahme und weist nach, daß die Selbstvergähmung der Hefe das Zerstörungswert eines gesundheitsgefährlichen Schmarogerpilzes der Hefe aus der Gruppe der berüchtigten Spaltpilze sei. „Bei dieser Selbstgährung oder Nachgährung der Backhefe“, sagt von Nägeli, „können die Spaltpilze (Faulpilze) nicht ausgeschlossen werden, man erhält (also in solcher Hefe) das Produkt der Thätigkeit zweier verschiedener Hefenarten\*\*).“

Der Vorgang bei der Selbstvergähmung ist folgender: „Die in der Hefeflüssigkeit befindlichen Spaltpilze verwandeln den Pilzschleim der Sproßhefzellen in Traubenzucker, eine Fähigkeit, die der reinen Sproßhefe gänzlich mangelt; die Spaltpilze vermögen aber sogar die noch unveränderte Membran der Sproßzellen anzugreifen,“ und so die Hefezellen zu vernichten.

#### v. Nägeli's Versuche über Selbstgährung der Backhefe.

„Zwei Proben (A und B) mit Bierhefenbrei, ohne und mit Citronensäure, im Brütkasten bei mittlerer Temperatur von 40 Grad C. angestellt.

„A. Kleine Flasche mit 150 ccm Hefenbrei. Nach fünfzig Stunden waren zahlreiche Spaltpilze zwischen den Hefezellen sichtbar.“ — Spaltpilze, diese vielverrufene Pilzsorte, welche von allen Diphtherieforschern in den Diphtheriehäuten nachgewiesen worden ist. — „Sechs Tage nach dem Beginn des Versuches war der Inhalt des Kolbens in starker Fäulniß begriffen; die Flüssigkeit reagirte schwach sauer von Milch- und Buttersäure, welche durch die Spaltpilze aus dem Pilzschleim der Bierhefe gebildet worden.“ — v. Nägeli hat hier für wissenschaftliche

\* Theorie der Gährung, von C. v. Nägeli. München 1879.

\*\* „Ich verstehe unter Hefe überhaupt die sogenannten geformten Fermente und unterscheide die verschiedenen Hefenarten oder Hefenpilze als Sproßhefe (Wein- und Bierhefe) und als Spalthefer (Fäulnißhefe, Milchsäurehefe u. s. w.).“

Ich habe die der Selbstgährung überlassene Bierhefe einigemal mikroskopisch untersucht. Liebig glaubte meine Bemerkung, daß reichliche Fäulnißpilze unter den Bierhefzellen sich befänden, als unerheblich weglassen zu können.

Auch bei anderen Hefeversuchen, die Liebig in den Jahren 1868 und 1869 anstellte, konstatierte ich eine sehr reichliche Verunreinigung der Hefe mit Spaltpilzen und empfahl zur Verhütung derselben, wie wohl umsonst, eine starke Ansäuerung der Versuchslüssigkeit.“

Zwecke das Nämliche gethan, was unbeachtet und unbewußt viele Hefehändler thun, indem sie die Hefe alt werden lassen und so nach Spaltpilzhefe statt reiner Sproßpilzhefe verkaufen.

„B. Gleicher Versuch wie in A, aber die 150 ccm Hefenbrei waren mit 0,75 Gramm Citronensäure (also mit 5 pCt.) versetzt. Nach fünfzig Stunden waren nur wenige Spaltpilze zu finden. Sechs Tage nach dem Beginn des Versuches war die Oberfläche mit fruktifizirender Schimmeldecke überzogen, und in der Flüssigkeit, in welcher ein Theil der Citronensäure durch den Schimmel verzehrt war, befanden sich schon ziemlich zahlreiche und große Spaltpilze.“ — Also durch Zusatz eines größeren Quantum Citronensäure wird die Entwicklung der Spaltpilze in der Hefe gehemmt und dafür die Züchtung der weniger schädlichen Schimmelpilze befördert; man erhält statt Faulhefe Schimmelhefe. Durch Verschimmelung verliert die Backhefe zwar auch ihre Gährfähigkeit, also ihre Brauchbarkeit, aber sie wird dadurch nicht grade zymotisch giftig, indem der Schimmel im Darm verdaut, dann aber auch durch die Backhefe zerstört wird, wogegen in der Faulhefe die lebensfähigeren Spaltpilze durch die Erhitzung nur noch lebenskräftiger gemacht werden.

„Der gleiche Versuch wurde in etwas größerem Maßstabe (3. A. B. C. D.) wiederholt.

„3. A. B. C. D. Zwei Flaschen, je mit 450 ccm Hefenbrei ohne weiteren Zusatz, 25 1/2 Stunden nach dem Beginn (24 Stunden nach dem Warmwerden). Zwischen den abgestorbenen Hefezellen befanden sich sehr zahlreiche stäbchenförmige Spaltpilze. Die Flüssigkeit reagirte auch nach dem Kochen sauer (Milchsäure).“

„3. C. D. Zwei gleiche Versuche wie 3. A. B, aber zu den 450 ccm Hefenbrei wurden 2,5 Gramm Citronensäure (also 0,55 pCt.) gegeben. Spaltpilze mangelten gänzlich.“

„E. F. Zwei Flaschen mit 0,5 pCt. Citronensäure. Sie blieben während 7 1/2 Tagen im Brütkasten und hatten nun beide Decken von Spaltpilzen.“

„Bei unseren Versuchen konnte niemals Alkohol abdestillirt werden. Es geht daraus das unzweifelhaft hervor, daß die Hefezellen infolge der krankhaften Veränderung beim Absterben nur sehr wenig Alkohol erzeugen. Tritt derselbe in größeren Mengen auf, so muß er auf einem andern Wege entstehen, wobei das Zusammenwirken der Spaltpilze und der Sproßpilze erforderlich ist, der ersteren, um aus Cellulose Zucker, der letzteren, um aus Zucker Alkohol zu bilden.“

„Diese exzeptionelle geistige Gährung (in faulender Hefe) setzt das Wohlbedürfnisse haben und durch Konkurrenz einander leicht verdrängen. Es läßt sich daher schon zum voraus vermuthen, daß (neben der Faulgährung in einer alten Hefemasse) die geistige Gährung nur unter ganz besonderen Umständen, wo die beiden Gegner (Sproßpilze und Spaltpilze) in ihrer Existenzfähigkeit sich die Wage halten, also nur selten eintreten wird. In der That mangelte sie in den angeführten Versuchen entweder gänzlich oder beinahe gänzlich, indem die Spaltpilzbildung meist ausblieb, zuweilen aber auch allzusehr überhand nahm.“ — Jeder Bäcker wird diese Wahrnehmung von Nägeli's bestätigen, daß in der Regel in dem Maße, wie die Selbstvergähmung in der Hefe um

\* „Wie ich bereits angeführt habe, wurden bei den Liebig'schen Versuchen, bei welchen ich eine mikroskopische Untersuchung anstellte, reichliche Spaltpilze gefunden.“

Ihr Vorhandensein ergibt sich übrigens auch aus dem Umstande, daß die Flüssigkeit infolge der Bierhefe nach Liebig's Beobachtung ziemlich viel Leucin (dieses gewöhnliche Produkt fauler Gährung) enthielt. Diese Verbindung wurde nicht von den Sproßpilzen ausgeschieden, sondern von den Spaltpilzen durch Zerlegung der von den Sproßpilzen ausgeschiedenen Peptone gebildet; Liebig's Angabe, daß, man bei dieser (faulen) Gährung (der Hefe) nicht den geringsten Fäulnißgeruch beobachtete, hat keine Beweisraft gegen das Vorhandensein von Fäulnißprozessen, denn bei Anwesenheit von Zucker oder zuderbildenden Substanzen schreitet die Fäulniß ziemlich weit fort, ohne daß man sie mit dem Geruchsorgan wahrnimmt, weil die (riechbaren) Ammoniakkörper von der durch die Spaltpilze gebildeten Milchsäure neutralisirt worden. Sowie man dagegen durch vorsichtiges Zusetzen von Alkalien die Säure bildet (und die riechenden Ammoniakkörper wieder frei macht), tritt der Fäulnißgeruch gleich sehr intensiv hervor.

Diese Erklärung wird durch die Angabe Liebig's bestätigt, daß die Flüssigkeit bei der Selbstgährung der Bierhefe stets sauer geworden sei, so daß sie zu fernem Gebrauche neutralisirt werden mußte. Die Säure konnte unter den vorliegenden Umständen nur Milchsäure sein, allensfalls gemengt mit Buttersäure, und die Säure konnte nur durch die Spaltpilze vermittelst Gährung aus dem Zucker entstehen.“



sich greift, die gesunde, geistige Gährung, die Thätigkeit der krank gewordenen Hefezellen nachläßt und erlischt. Je kranker die Hefe ist, desto größere Massen setzt der Bäcker zu.

„Da zwischen Gährung und Fäulniß kein prinzipieller Unterschied besteht, da beide nur solange thätig sind, als sie von den lebenden Hefezellen unterhalten werden, so müßte die Fersehungstheorie, um dieser Erfahrung gerecht zu werden, annehmen, daß in allen Stadien der Gährung und der Fäulniß die Hefe den Fersehungszustand, in dem sie sich selbst befindet, dem Gährmaterial mittheile.“ — daß also eine gesunde Sproßhese dem ganzen Backteige die gewünschte alkoholische Gährung, dagegen aber auch eine kranke Spaltpilzhese dem ganzen Teige ihre spezifische, kranke Faulgährung mittheile, den Teig also krankhaft, mit Faulgift gleichsam infizire.

„Die (mit Unrecht so sehr gefürchteten) Schimmelpilze vermögen nicht, irgendwelche Gährung (im Backteige) zu erregen“ oder weiter zu verbreiten. Wir sehen in der That manchmal schimmeligen Sauerteig verbaden, ohne daß der Genuß des Brotes zymotische Krankheiten verursacht. Der Schimmelpilz ist als siegreicher Konkurrent des Spaltpilzes gleichsam dessen natürlicher Desinfektionspilz. „Ob es unter den Spaltpilzen ebenfalls

(wie unter den Sproßpilzen) Formen gibt (besondere Spezies), welche nicht gährthätig sind und (in der Hefe) ohne freien Sauerstoff, also bei Luftabschluß, nicht leben können, ist wahrscheinlich.“

„Man könnte vielleicht die Meinung hegen, daß die Gährung auch stofflich zum Wohlbefinden (zum Gesundbleiben) der Hefezellen beitrage.“

„Es gibt noch eine Beziehung, welche in das Verhältniß des Sproßpilzes zu anderen Hefepilzen eingreift, welche also für ihn (und sein Gesundbleiben) im Kampfe ums Dasein Bedeutung hat.“

„Die Gährthätigkeit eines Pilzes benachtheiligt die Ernährung und das Wachsthum der übrigen Pilze, welche nicht für diese, sondern für andere Gährungen organisiert sind. — Es ist gewiß die merkwürdigste unter den Beziehungen zwischen Gährung und physiologischer Funktion, daß die Thätigkeit einer Zelle nicht bloß förderlich für sie selber und ihresgleichen, sondern hemmend für andertweitige Zellen sich erweist, und daß dieser schädliche Einfluß nicht etwa durch Entziehung von Nährstoffen oder durch Ausscheidung von schädlichen Verbindungen, sondern lediglich durch das Vorhandensein der besonderen Gährthätigkeit bewirkt wird.“

(Fortsetzung folgt.)

## Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Ich mußte einen neuen Anzug haben. Man rieth mir, einen solchen aus einem Magazin zu entnehmen. Mein pommerischer Gutsbesitzer erbot sich, mir bei der Auswahl behülflich zu sein, indem er hinzufügte, daß ein Kauf von Kleidungsstücken seine interessante und belustigende Seite habe. — Man forderte für ein vollständiges Kleid 20 Thaler; der Gutsbesitzer gab mir einen Wink ruhig zu sein, bot die Hälfte dafür und wir erhielten das Gewünschte nach einer längeren Auseinandersetzung über vortheilhafte Waareneinkäufe, gute Stoffe, Geschäftsvortheile und dergleichen mehr. Zwanzig Thaler Forderung und zehn Thaler Verkaufspreis! — War es Entrüstung über die betrügerische Absicht dieses Menschen, war es etwas anderes, ich ging heim mit dem Gefühl, daß einem solchen Geschäftsbrauche eigentlich eine polizeiliche Strafe nichts schaden könne. Eine Entschuldigung, die Unerfahrenheit des Publikums zur sonst ganz unberechtigten Bereicherung zu benutzen, vermag ich auch jetzt noch nicht zu finden! —

Mit der schüchternen Frage, ob man hier weiße Herrenwäsche gewaschen bekäme, trat ich über die Schwelle Louise Bürger's. Das junge Mädchen ward roth, als sie mir entgegenging. Ich suchte ihre Verlegenheit durch ein Lächeln, das jedenfalls sehr gekünstelt gewesen ist, hinwegzuseuchen, und als ich nicht sogleich Antwort erhielt, wiederholte ich meine Eintrittsrede. Mit melodischer Stimme ertönte ein leises Ja! Aber das Mädchen besann sich schnell und sagte: Ich weiß nicht, ob Mutter dazu Zeit hat. Sie kommt erst am Abend wieder! — Der Anknüpfungspunkt war nun gefunden. Was ich alles geschwätzt, dessen entsinne ich mich nicht mehr, ich weiß nur, daß ich mit seltener Aufrichtigkeit das bunteste Zeug geredet habe. Ich sagte dem Mädchen unter anderm, daß mein Fenster den Blick nach ihrem Stübchen gestatte, und daß ich mir ihren regen Fleiß als Muster genommen.

Ich habe ihr eine Menge Schmeicheleien gesagt und ich habe dieses unglückliche Wesen nun doppelt schätzen lernen. Soviel Bescheidenheit und Einfalt bei soviel Liebenswürdigkeit und weiblicher Klugheit fand ich hier zum erstenmale. Louise gestand mir zuletzt, daß sie mich auch schon kenne; ich sei geschickt in Wissenschaften, habe sie gehört, und es kämen ihr Stunden, wo sie es schmerzlich bedaure, nicht geistig sich entwickeln zu dürfen; die wenigen Bücher, welche sie besitze, könne sie nun schon fast auswendig und die Personen, welche darin gezeichnet wären, seien ihr liebe Freunde und treue Rathgeber im Leben. Ich nahm ein Buch von der Kommode. Es war ein Band der Goethe'schen Dramen. Das ist ein wahrer Schatz, rief ich, wenn Sie ihn verehren, ihn recht zu würdigen verstehen, verdienen Sie ein hohes Lob. Meine wenigen Bücher stehen zu Ihrer Verfügung, fuhr ich fort; ich habe eine stille und innerliche Freude, Menschen zu begegnen, deren Sinn nicht im Lärm der

Welt für die Ideale der Menschheit erstorben ist, und mein Herz schlägt rascher und sympathischer bei den Gedanken, ihre Welt mit meinen schwachen Mitteln um ein gut Stück erweitert zu haben. — Das gute Kind ging aber auf dieses Entgegenkommen nicht ein und dankte mir nur mit einem gütigen Blick aus ihren großen Augen für den guten Willen. — Es ist vielleicht jetzt zu spät, sagte sie melancholisch. Meine Arbeit läßt das allzuvielen Sinnen, Grübeln und Träumen nicht zu. — Es war wohl eine Unwahrheit, aber was konnte ich darauf sagen? — Ging es mir nicht gerade so und vielleicht nicht noch schlimmer? — Ich verließ mehr traurig, als freudig die saubere Wohnung mit den Worten: ich wolle der Mutter meine Anfrage selbst vortragen. — Der heutige Tag ist jedoch der erste meines Aufenthaltes in Berlin, der ein gewisses Behagen in meine Brust senkt. Unwillkürlich gestaltete sich in meinen Gedanken ein Lied; es war ein wehmüthig trauriges; Louise Bürger liegt im Sarge, geschmückt mit Lilien und Rosen, bleich und starr wie Alabaster; um ihre Lippen regt sich noch im Tode ein leichtes, friedliches, himmlisches Lächeln und ihre Augensterne sehen auf mich mit einem Ausdruck, der mir soviel zu bedeuten scheint als: So endet alles Schöne hier auf dieser schönen Erde. — Ich habe Thränen vergossen, als ich das Lied aufschrieb, und ich bewahre es als ein liebes Andenken an eine glückliche Stunde.

Zum erstenmale habe ich heute begriffen, was es mit der Kunst auf sich hat. Man muß von einem Gegenstande ganz durchdrungen sein, man muß sich hineingelebt haben. Dann ist die Form ein leichtes und Form und Idee verschmelzen sich zu einem harmonischen Ganzen.

Wer an einer Idee herumzappelt und sich abmüht, dem ist sie verloren und alles, was er unter solchen Bestrebungen hervorbringt, trägt den Schein des Unnatürlichen, des Gekünstelten an sich. — Das hat indeß nur auf eine gewisse Kategorie von Kunstschöpfungen bezug, auf die nämlich, die zum Herzen gehen, die ganze Seele bis zur feinsten Fafer ergreifen sollen! — Ich hätte diese Wahrnehmung aus keinem Buche so vollständig zu meinem Bewußtsein führen können, wie aus dem Leben, aus der Erfahrung. Sie ist die wahre Schöpferin der Kunst.

Am Sonntag fahre ich nach Potsdam. Ich muß meine Seele durch den Anblick der Natur und der Kunst erfrischen, muß durch meine öde Brust wieder einmal einen gesunden Lufthauch streifen lassen! — Von meinen Eltern empfing ich erfreuliche Nachrichten. Mein Vater ist in einem großen Bureau angestellt worden. Du brauchst dich nun nicht mehr der ängstlichen Sorge über uns hinzugeben. Denke ganz nur an dich, schrieb er, deine Geschwister erhalten nach Kräften eine gute Erziehung und deine Mutter freut sich mit mir, daß du, auf eignen Füßen stehend, deinen Weg durch das Leben mit Muth und Ehrenhaftigkeit findest. Im

Grunde ist jeder seines Glückes Schmied. So schön dieses Sprüchwort klingt, so scheint es mir, als ob man daran doch mäkeln könnte. Ich will darüber nachdenken, sobald mir der Kopf zu Spekulationen geeignet dünkt. —

Ein Jahr bin ich nun in Berlin! „Ein“ Jahr im Leben wiegt oft so schwer wie zehn. Es kommt mir so vor, als ob ich das Recht hätte, diese Zeit doch mindestens mit fünf zu multiplizieren. Was ich erfahren, kann unmöglich erzählt und beschrieben werden. Der Mensch muß selbst wissen, ob er gealtert ist. Und ich bin es! Tief hat sich meine Bureauhätigkeit in meinen Körper eingegraben. — Ich schleiche dahin, ich bin krank; meine Brust ist angegriffen und Schmerzen stellen sich zuweilen ein, wenn ich von meinem angestregten Nachtdienst heimkehre. Was habe ich während dieses Jahres erlangt? — Ich habe mich satt gegessen, vieles vergessen und das nur gelernt, daß mich diese prosaische Beschäftigung physisch und moralisch tödten wird. Theure Erfahrungen! Könnte ich sie nur zu Markte tragen und mit Vortheil an den Mann bringen! —

„Heute roth, morgen todt!“ Das Menschenleben gleicht einer fliegenden Seifenblase. Sie glänzt und schillert in allen Regenbogenfarben, ein kleiner Windhauch zerstäubt sie und wir behalten nur einen unbedeutenden Rest Wassers zurück. — Milchhändler Trosten ist plötzlich gestorben. Der Jammer ist groß. Eine ungeheuerliche Verwirrung hat die Gemüther der Familie ergriffen, die vergrößert wird durch den Umstand, daß niemand weiß, wie es um des Todten Geschäft steht. — Ich bemühe mich zu trösten, zu helfen. Solches Ereigniß macht auf Momente jegliche Abneigung vergessen. —

Nun liegt Trosten schon in der Erde! — Neue Gestalten bewegen sich im Loden. Die Wittve ist hinauf in den ersten Stod gezogen. „Denken Sie an das rastlose Streben ihres Gatten,

der stets darauf bedacht war, Ihnen allen wohl zu thun, denken Sie an Ihre Kinder und seien Sie ihnen eine wahre Mutter.“ Frau Trosten nickte weinend mit dem Kopfe und versprach mir, das Andenken des Todten zu ehren. Wie lange? — Ich denke wirklich schlecht, im Hinblick des frischen Grabes. — Wenn das erste Grün aus der aufgeschaukelten Erde emporproßt — wie dann? — Ich täusche mich selten. Ich denke schlecht. —

Ich bin seit gestern unwohl, muß die Stube hüten und durch Ruhe mein aufgeregtes Nervensystem wieder brauchbar machen. Ich bedauere nur meine armen Kollegen, die nun meine Arbeit für mich mit verrichten müssen. Trostens Bertha ist bei mir; sie macht ihre Schularbeiten und findet es hier so sehr gemüthlich. Es hat mich sehr lieb das Kind. Die Stubenluft hat ihm ein krankhaftes Aussehen gegeben. Als ich mit der Kleinen vorhin sprach — sie will immer Geschichten von mir hören — äußerte sie ernsthaft: Mein Papa ist nun todt, er hatte mich so lieb, zuweilen; Mama kümmert sich nicht um mich; die hat die Frau Weinberg lieber als mich. Da möchte ich so gern todt sein, dann ist es mir wohl. — Ich belehrte sie zwar eifrig über das Thörichte ihrer Gedanken, aber die Kleine blieb dabei, der Tod wäre gar kein böser Mann. Meine Stimmung war dadurch eine verdammt kirchhofartige geworden. — Das Kind mochte sich wohl des Eindrucks ihrer Worte bewußt geworden sein, denn es kam leise zu mir und fragte mich, ob ich ihm böse sei. Diesem Kinde böse? — Ich küßte es und sagte bewegt: Du bleibst immer ein gutes Kind!

Diese Liebesversicherung that seine Wirkung. Und nun ist es um vieles fröhlicher. Ich will auch heute mich meines vernachlässigten Freundes erinnern, eh' er mir einen Wahnzettel jendet.

(Fortsetzung folgt.)

## Poetische Aehrenlese.

### Die Schiffsahrt.

Das waren mir selige Tage!  
Bewimpeltes Schiffchen, o trage  
Noch einmal mein Liebchen und mich,  
O wieg' uns noch einmal behende  
Von hinnen bis an der Welt Ende!  
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren und fuhren auf Wellen;  
Da sprangen im Wasser die hellen,  
Die silbernen Fische herauf.  
Wir fuhren und fuhren durch Auen:  
Da ließen die Blümch'n sich schauen,  
Da ließen die Lämmer zu hauf.

Wir spielten im treibenden Rachen,  
Wir gaben uns Manches zu lachen  
Und hatten des Spieles nicht Raft.  
Wir ließen die Hörner erklingen,  
Und alle begannen zu singen  
Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

Das waren mir selige Tage!  
Mein blondes Mädchen, o sage:  
Sie waren so selig auch mir!  
Dann such' ich das Schiffchen mir wieder,  
Dann seh' ich mich neben dir nieder,  
Und schiffe durchs Leben mit dir.

Ouerbeck.

## Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. A. Trautl.

Die Geschichte der geographischen Entdeckungsexpeditionen zeigt uns den Menschen, je weiter er in Kenntnissen und Künsten der Civilisation fortschreitet, desto mehr mit siegreicher Kraft gegen alle Gefahren und Schrecken einer feindseligen Naturumgebung ausgerüstet. Sein physisches wächst mit seinem geistigen Vermögen. Der Mensch unserer Tage richtet nicht allein positiv mehr aus, sondern er erträgt, übersteht auch mehr.

Bei den Römern, dem weltbeherrschenden Volke — kein irgend zugänglicher Winkel der alten Welt, sollte man meinen, hätte von ihnen

unerforscht bleiben dürfen — galt es für ausgemacht, der Erdstrich jenseits des Wendekreises, unter den senkrechten Strahlen der Sonne, sei für Menschen unbewohnbar. Nur wenige Gelehrte, Geographen, Polyhistoren wußten oder vermutheten es anders. Von den Ländern und Meeren über Britannien und Germanien hatte man so gut wie gar keine Kunde. An die toto divisos orbe Britannos (die von der ganzen Welt abgefloffenen Britannier) mochte man am Hofe des römischen Kaisers Augustus, der zu Anfang der christlichen Zeitrechnung regierte, nur mit Schauern und Frösteln denken. Da wäunte man alles in Frost und Nacht begraben und die Meeressluth vor Kälte zu einer zähen, trägen, halbflüssigen Masse geronnen und erstarrt; da fahre kein Ruder, da schneide kein Kiel hindurch und selbst der Sturm erhebe kaum eine Welle. (Tacitus.)

Nun wohl, diese Britannier, die sich die Römer, wie wir die Eskimos und Kamtschadalen vorstellten, führen jetzt das Regiment über große Länderstrecken und Inseln der heißen Zone, während zugleich ihre kühnen Seefahrer Parry, Ross, Baid, Franklin mit heldenmüthiger Ausdauer die Zugänge zu der Polarwelt belagerten, ihre Eisporren sprengten und in Regionen, wohin nur der Eisbär sich zuweilen heutesuchend verirrt, überwinterten. Das thun der Menschengeist und die Wissenschaft. Die äußerste Hitze und die äußerste Kälte sind für den menschlichen Unternehmungssinn kein Hinderniß mehr.

Was treibt die Menschen nach der Polarzone hin, mit deren Gefahren die Schrecken der Schlachtfelder verglichen, fast wie Kinderpiele erscheinen? Es sind wissenschaftliche und praktische Zwecke. Den handels-treibenden und seefahrenden Mächten Europas war es nach der Entdeckung von Amerika von hohem Interesse, zur Vermeidung des langen und gefährlichen Seewegs über Asien nach dem neuen Welttheile zu gelangen und deshalb eine nordöstliche Durchsahrt aufzufinden. Daß später auch die geographische Wissenschaft Theil an dieser Frage nahm, so daß sich die veranstalteten Entdeckungsexpeditionen nach dem hohen Norden ausdehnten, sehen wir als bekannt voraus.

Die nördliche Polarzone umfaßt jenen Kreisabschnitt unserer Erdkugel, dessen Mittelpunkt der Nordpol und dessen südliche Grenze zwischen dem 66. und 67. Grad nördlicher Breite liegt. Um sich auf dem Schauplatz unserer Schilderung zurechtzufinden, möge uns der Leser zur Beringstraße folgen und hier vom Ostkap Sibiriens die angenommene Linie, welche die Geographen den nördlichen Polarkreis nennen, von Osten nach Westen quer durch Sibirien, Finnland, Norwegen und die Nordsee, durch Grönland, die Baffinsbay und Nordamerika bis zum Kobsue Sund verfolgen, wo der Tod angefangen der bezaubernden Fata Morgana des Nordens, dem Nordlicht, zwischen silberglänzenden Brückenbogen und majestätischen Eispalästen leuchtet. Es giebt wenig Glücker, die ihre Flaggen nach dem Polarmeer trugen und seinen Schrecken entronnen sind.

Wir wollen den Reigen mit denen anfangen, die, die nordöstliche Durchsahrt suchend, ihre Thätigkeit auf die Umschiffung der nördlichen Küsten von Europa und Asien erstreckten.

Den ersten Versuch, dieses Wagstück auszuführen und solchergehalt einen Seeweg nach dem großen Reiche Cathay (China) und Ostindien zu finden, machte 1553 ein Engländer, Sir Hugh Willoughby, mit drei Fahrzeugen. Vom Eise eingeschlossen, mußte er mit zwei Schiffen in einer kleinen lappländischen Bucht überwintern und kam sammt seinen Leuten vor Frost und Mangel um. Richard Chancellor, der das dritte Schiff befehligte und sich von den beiden andern verirrt hatte, gelangte glücklich nach Archangel und knüpfte einträgliche Handelsverbindungen mit den Russen an.

Stephan Burrough, Chancellors Gefährte auf einer zweiten Reise, drang ostwärts bis zur Waigajstraße vor und ist als der Entdecker von Nowaja-Semlja zu betrachten; er hat einen Theil der Süd- und Westküste dieser Insel gesehen, wenn auch nicht betreten.

Man suchte damals die nordöstliche Durchfahrt mit nicht geringem Eifer, als in jüngster Zeit die nordwestliche.

Im Jahre 1596 fuhr ein holländisches Schiff, worauf sich Jakob van Heemskerken als Kapitän und Wilhelm Varenh als Steueremann befanden, umweit der Nordküste von Nowaja-Semlja in Eise fest. Die Mannschaft, aus sechzehn Personen bestehend, überwinterte in einer aus Treibholz gezimmerten Baracke, überstand eine fast drei Monate lange Polarnacht und wagte sich im Juni des folgenden Jahres, als das Meer vom Eise frei ward, das eingefrorene Schiff aber nicht flott gemacht werden konnte, in ihren Böten auf das Meer hinaus. Unter tausend Gefahren erreichten sie die Küste von Lapland und fanden zu Kola ein holländisches Fahrzeug, welches sie an Bord nahm und nach Hause brachte. Wilhelm Varenh starb noch unterwegs in Folge der Entbehrungen und von seinen Leidensgenossen sahen nur zwölf die Heimath wieder.

Die Holländer hörten auch im 17. Jahrhundert nicht auf, das Meer um russisch Lapland und Nowaja-Semlja, des Walfisch- und Robbenfanges halber, fleißig zu besuchen; einzelne kühne Seefahrer wagten sich weiter ostwärts und sollen 100 Meilen über Nowaja-Semlja hinausgekommen sein. Gleichwohl blieb die Ostküste der Insel gänzlich unbekannt, und bis zum Jahre 1833 konnte sich niemand rühmen, derselben mit einem Fahrzeug nahe gekommen zu sein oder auch nur sie von fern erblickt zu haben.

Nur dem Kapitän Rosmysloff, einem Russen, war es um's Jahr 1762 geglückt, eine kleine Strecke über das südöstliche Ende der Matuschkinstraße hinaus vorzudringen. Diesen Namen führt nämlich der schmale Meeresarm, welcher Nowaja-Semlja in der Richtung von Nordwesten nach Südosten durchschneidet und in zwei ziemlich gleiche Hälfen theilt.

In den Jahren 1819 bis 1824 hat die russische Regierung fünf wohlgerüstete Expeditionen hinter einander nach Nowaja-Semlja ausgesandt, davon vier unter der Leitung des kundigen und wackeren Kapitäns Lütke. Alle fehlernten unverrichteter Sache nach Hause zurück; die Ostküste nur zu erreichen, geschweige denn sie planmäßig zu erkunden und aufzunehmen, schien eine absolute Unmöglichkeit. Die Regierung war durch dieses wiederholte Mißlingen entmutigt und sehr geneigt, das ganze Projekt abermals fallen zu lassen, als ein Privatmann dazwischen trat.

Ein reicher Kaufmann, Namens Brandt, um die Förderung der wissenschaftlichen neben den Handelsinteressen einsichtsvoll bemüht, faßte im Jahre 1832 den Gedanken, den im frühen Mittelalter vielbefahrenen See- und Handelsweg zwischen dem weißen Meer und der Mündung des Ob wieder aufzufinden und in Aufnahme zu bringen. Aber just mitten auf diesem Wege liegt Nowaja-Semlja, und alle Schiffe, welche zwischen Archangel und Ostajaguba (so heißt der tief ins Land tretende Meerbusen, in welchen der Ob ausmündet) hin und zurück treten, müssen entweder nördlich oder südlich um die Insel herumfahren und können leicht in den Fall kommen, an die Küsten derselben geworfen zu werden oder daselbst Zuflucht suchen zu müssen. Ohne die allergenaueste nautische und geographische Kenntniß dieser Küsten, mit all' ihren Buchten, Meerbusen, Landzungen, Vorgebirgen, vorliegenden Inseln und Klippen, ließ sich daher nichts anfangen und demgemäß stellte Brandt sich zu allererst die Aufgabe, Nowaja-Semlja in seinem ganzen Umfange, von Westen und Osten zugleich, auszukundtschaften und die Erstreckung und Beschaffenheit der Küsten zu ermitteln. Als Kaufmann spekulierte er nebenbei darauf, an der bisher fast gar nicht benutzten Ostküste neue und darum einträgliche Stationen für den Walfang ausfindig zu machen. Er trat an die Spitze einer Kompanie, erwirkte für dieselbe von der kaiserlichen Regierung ein Privilegium zum ausschließlichen Betriebe der Mheberei und Fischerei im Osten von Nowaja-Semlja und die Erlaubniß, Offiziere der kaiserlichen Marine im Dienst zu nehmen. Drei Fahrzeuge wurden ausgerüstet. Mit dem ersten sollte Lieutenant Krotoff längs der Westküste von Nowaja-Semlja nordwärts bis zur Matuschkinstraße fahren, diese Straße in ihrer ganzen Länge untersuchen und von ihrem östlichen Ausgang seine Richtung nach der Mündung des Ob nehmen. Dem zweiten Schiffe, welches der Steuermann Pachtusoff führte, ward die schwerste Aufgabe zu Theil, nämlich unmittelbar die Ostküste von Nowaja-Semlja aufzusuchen, an derselben so weit nordwärts vorzudringen, als möglich; dem dritten die leichteste, sich an der Westküste zu halten, auf den Walfang zu gehen und nebenbei fleißig Beobachtungen anzustellen und aufzuzeichnen. Dieses Fahrzeug kam denn auch zur rechten Zeit, wohl erhalten, ohne einen Mann verloren zu haben und mit reichem Fang

nach Archangel zurück. Krotoff aber ist sammt seiner Mannschaft spurlos verschollen; Schiffstrümmern, die man auf einer Eistrift nicht weit vom Eingange der Matuschkinstraße aufgefunden und an sicheren Kennzeichen als Wrackstücke von Krotoffs Fahrzeug erkannt hat, lassen leider keinen Zweifel an seinem und seiner Gefährten traurigem Ende übrig. Pachtusoff war glücklicher. Am 1. August 1832 war er von Archangel ausgelaufen und verfolgte seinen Weg ostwärts längs der südlichen Küste von Nowaja-Semlja. Am 31. August trieb ihm der Ostwind plötzlich solche Eismassen entgegen, daß er kaum Zeit behielt, mit seinem Fahrzeug in eine kleine Bucht (auf russisch: Kamentka schara, die Felsenbucht) zu flüchten. Hier sah er sich, so weit das Auge reichte, von dicht zusammengeschobenen Eisbergen und Eisfeldern eingeschlossen und da überdies in den ersten Tagen des September das Eis sich stellt, und starker Frost eintrat, so machte sich Pachtusoff darauf gefaßt, an dieser Stelle zu überwintern, und war noch froh, daß ihm das Glück einen so bequemen und wohlgelegenen Schlupfwinkel gewiesen hatte. Er ließ das Schiff abtakeln und aus Land ziehen, aus Treibholz eine Hütte bauen, 12 Fuß lang, 10 Fuß breit, die Wand 5 und den Dachgiebel 7 Fuß hoch, und dicht daneben einen kleineren bedeckten Verschlag, zu welchem aus der Hütte eine Thür und ein niedriger mit Segeltuch bedeckter Gang führte. In diesem Verschlage sollte ein Kessel geheizt und ein Dampfbad auf russische Manier eingerichtet werden. Wer beschreibt aber Pachtusoffs Verdruß, als Wind und Wetter wieder umsprang, als er im September, im Oktober, ja bis in den November hinein tagelang das Meer gegen Osten vom Eise frei sah. Es war zu spät — das Schiff konnte nicht so schnell wieder segelfertig gemacht werden. Also blieb er ruhig liegen. Der Winter verging unter Beschäftigungen und Abenteuern, wie sie in den Tagebüchern aller Polarseefahrer verzeichnet sind: es wurde an der Küste nach Treibholz gesucht, den Schneefühen wurden Fallen gestellt, mit den grimmigen Eisbären setzte es manchen harten Strauß; man überstand gewaltige Schneestürme und manch anderes Ungemach. Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Am 24. Juni sah Pachtusoff das Meer sowohl nach der europäischen als nach der sibirischen Seite gänzlich offen. Da sein Schiff noch eingefroren war, bestieg er mit einem Theil seiner Mannschaft die große Schaluppe und ließ ostwärts steuern. Nachdem er den 71. Grad nördlicher Breite erreicht und die Küste genau aufgenommen hatte, kehrte er um, besetzte sein Schiff und die zurückgebliebene Mannschaft aus ihrer 29tägigen Gefangenschaft und erreichte am 13. August das östliche Ende der Matuschkinstraße, bog in dieselbe ein und gelangte gegen Mitte September an ihren westlichen Ausgang. In dieser Straße und nicht minder um das Kap Mentshiloff und die Lütkeban, welche er an der Ostküste in Augenschein genommen hatte, wimmelte es von Meeresschweinen, Seefälbern und Robbengehieren aller Art. Kaum war Pachtusoff aus der Matuschkinstraße ausgelaufen, so pachte ihn ein wüthender Sturm aus Nordwest und trieb ihn gegen die russische Küste; mit genauer Noth erreichte er die Mündung der Weischora — Wind und Stuth trieben das Schiff am 30. September auf den Strand. Die Schiffbrüchigen zimmerten sich in einiger Entfernung vom Ufer eine Hütte und waren des Obdachs froh, als eine noch höhere Stuth hereinbrach und alles mit sich forttrug; kaum retteten sie, landeinwärts wattend und flüchtend, das Leben vor dem unbändigen Element. So endete Pachtusoffs erste Reise.

Am 24. Juli 1834 trat er von Archangel aus mit zwei Schiffen seine zweite, nicht minder gefahrvolle Reise an und drang diesmal bis zum 74. Grad nördlicher Breite, untersuchte die Küste von Nowaja-Semlja und kehrte im nächsten Jahre am 8. September nach Archangel zurück, wo er noch vor Ablauf des Oktober, ein Opfer seiner Anstrengungen, starb.

Im Jahre 1837 hat Baer im Auftrage der petersburger Akademie der Wissenschaften Nowaja-Semlja untersucht und Steinkohlenlager entdeckt, die unter diesen Breitengraden kostbarer wie Gold sind.

Ueber zwei Jahrhunderte früher hatten schon die Russen begonnen, auf Landreisen das nördliche Asien zu erschließen. 1630 erreichten mit dem Eintreiben von Tribut beantragte Kosaken vom Jenisei die Lena; 1636 verfolgte Buja dieselbe bis zur Mündung und entdeckte zwei Jahre später die Jana, während zu derselben Zeit Swanojo bis zur Indigirka vordrang. 1644 gelangte Stadutschin bis zur Kolyma, und von dieser ausgehend fuhr Deschnew 1648 in Segelbooten an der Küste nach Osten bis zur Beringsstraße und landete in der Anadyrbay. 1728 segelte Vering, ein in russischen Diensten stehender Däne, von Kamtschatka aus an der asiatischen Küste nordwärts bis zum Kap Serdze; die östliche Begrenzung der Beringsstraße, die amerikanische Küste, entdeckte erst Gwosdew 1730. Vering segelte 1741 abermals von Ochotsk aus nach Norden, wandte sich nach Passiren der Straße ostwärts und untersuchte die amerikanische Küste bis zum 69. Grad nördlicher Breite. Früher schon, 1735, war Prontschitschew von Jakutsk aus an die Lenamündung gefahren und gelangte, westwärts reisend, im nächsten Jahr bis nach Kap Thaddäus unter dem 77. Grad nördlicher Breite. Ihm folgte 1739 Laptew, der ebenfalls bis zum Kap Thaddäus und über Land westwärts bis zum Kap Taimyr kam. Auf weiteren Expeditionen umwanderte sein Steuermann Tscheljustin das nach ihm benannte Kap, die nördlichste Spitze des Festlandes von Asien. Boshchin segelte 1766 durch die Karastrasse nach der Ostküste von Nowaja-Semlja und vollendete die Umhiffung der Insel nach zweimaliger Ueberwinterung.

Damit war die südwestliche Umschiffung der alten Welt vom Nordkap Standinaviens bis zum Ostkap Sibiriens an der Beringsstraße vollendet und die Küstenaufnahme des europäischen und asiatischen Polarfestlandes durchgeführt. Jetzt handelte es sich nur um die im nördlichen Polarmeer zerstreut liegenden Inseln, doch auch die Lage dieser wurde festgestellt.

Im Gebiet zwischen den Flüssen Lena und Indigirka handelnd, hörte der Kaufmann Liakow von Land im Norden, sah auch Renntiere von dort nach dem Festland wandern und entdeckte 1770, von Swiat Christos mit Schlitten ausgehend, die nach ihm benannte Insel, drei Jahre später auch Maloi und sah noch nördlicher anderes Land, Kotelnoi. Ihm folgte 1815 Sannikow und entdeckte Fadenostoj; 1806 fand Sirowatskoj die Insel Neusibirien. Lieutenant Anjou bestimmte 1823 die Lage und Größe dieser neusibirischen Inseln genauer, während Wrangell 1820—23 mit Schlitten von verschiedenen Küstenpunkten aus über das gefrorene Meer fuhr, um im Auftrag der russischen Regierung ein sagenhaftes Land im Norden zu suchen. Seine äußerste Polhöhe von 72 Grad erreichte er unter dem 166. Grad westlicher Länge (von Greenwich) und befand sich zu weit westlich von dem später entdeckten und nach ihm benannten Land, an dessen Existenz er nicht glaubte.

Der berühmte Seefahrer Cook, der im Jahre 1778 durch die Beringsstraße segelte und bis zum 70. Grad nördlicher Breite vordrang, sowie Kozebue, welchen der Dichter Chamisso begleitete (1816—17), hielten von der Beringsstraße aus eine Nordwestpassage (gleichbedeutend mit einer nordöstlichen Durchfahrt von Europa aus) wegen des Eises für unausführbar.

Wie große weltbewegende Erfindungen in der Regel nicht der Initiative eines Forschers zu danken sind, sondern sich als das Endresultat einer langen Reihe mühevoller Untersuchungen und Experimente vieler darstellen, so bildet jede Polarexpedition nur ein Glied in der langen Kette kühner Unternehmungen, deren Schauplatz sich immer weiter ausdehnt. Hunderte von kühnen Männern mußten an den Küsten von Nowaja-Semlja zu Grunde gehen, bis es der österreichisch-ungarischen Expedition unter Führung von Weyprecht und Payer gelang, nördlich von Nowaja-Semlja um das neuentdeckte Franz-Josephsland unter dem 82. Grad nördlicher Breite ein offenes Polarmeer zu befahren und dadurch die von dem englischen Geographen Barrow aufgestellte Hypothese einer offenen See um den Nordpol herum zu bekräftigen. Im Jahre 1872 segelte die österreichisch-ungarische Expedition, Weyprecht und Payer, im Dampfer Tegethoff nach Nowaja-Semlja, trieb von dort mit dem Eise nach Norden und erkannte Kaiser-Franz-Josephs-Land als eine vergletscherte Inselgruppe von großer Ausdehnung.

Um unsern Lesern eine Probe von der Großartigkeit der nordischen Alpenwelt zu geben, greifen wir zur Erklärung unseres Bildes, „Das Teufelschloß im Franz-Josephs-Fjord“ (Seite 209), in die an der Ostküste von Grönland (1870) gefüllte Karte des berühmten Alpensteigers und Polarfahrers Payer.

„Wir waren,“ erzählt er, „in einem Kessel angelangt, dessen Ufer Felsen bildeten, wie ich sie in herrlicheren Formen und Farben noch nie gesehen hatte. Die Eigenthümlichkeiten der alpinen Welt: ungeheuerer Wände, tiefe Erosionsspalten, wilde Hochspitzen, gewaltige und zerrissene Gletscher, tobende Abflüsse und Wasserfälle, welche bei uns in so ausgezeichnete Weise nur vereinzelt vorzukommen pflegen — alle diese Bilder wilder Pracht umfaßte hier ein einziger Bild. Es ist mir noch heute erinnerlich, daß der unmittelbare Eindruck dieses von den bizarren und großartigen, 1500 bis 2500 Meter hoch aufragenden Felsburgen umgebenen Bassins märchenhaft war. Ein kubischer Felsblock streckt sich hier auf schmaler Basis als Landzunge weit hinaus in den Fjord. Unmittelbar aus dem blauen Wasserspiegel erhebt sich diese Masse gegen 1500 Meter hoch; regelmäßige rothgelbe, schwarze und lichtere Streifen zeigen die Schichtung seines Gesteins. Die Erkern und Thürmchen ähnlichen Vorsprünge an seinen Ranten verleihen ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einer zerfallenen Burg. Wir nannten ihn auch daher das Teufelschloß. Einen Anblick von nur annähernder Großartigkeit erinnere ich mich nicht jemals in den Alpen gehabt zu haben. Ein kleines Matterhorn ragt hier aus den Fluthen empor; hier entströmten einem Gletscherthor ungeheure Wassermassen, um sich über die Riesengewand herab in den unbewegten klaren Spiegel tief unten zu stürzen.“

Die Verhältnisse des Felsentoloses werden uns aber erst recht klar, wenn wir auf unserer Abbildung denselben mit dem Dampfer vergleichen, dessen Maschinengetöse und Kielwasserrauschen die einzigen Töne in der feierlichen Stille dieser jungfräulichen Natur waren. Aber wehe, wenn die Reifriesen losgekettet sind, wie unsere Vorfahren zu sagen pflegten; dann überbrüllt der Sturm die krachende Wetterfahrlacht

und die lebendig gewordenen Eisberge drücken das Schiff wie eine Rußschale zusammen. Auch Payer und Weyprecht wissen von dieser Donner-Symphonie zu erzählen. Die rasenden Elemente zwangen sie, den „Tegethoff“ zu verlassen (1874). Nach einem schwierigen Rückzug von russischen Fangschiffen gerettet, kehrten sie über Norwegen in die Heimath zurück. Die mit bewunderungswerther Ausdauer ebenso vortrefflich als vielseitig durchgeführten Beobachtungen haben die Wissenschaft im höchsten Maß bereichert, aber die Frage über die Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt nicht gelöst. (Fortsetzung folgt.)

**Ein Rieseninsekt aus Neuguinea.** (Bild Seite 208.) Das absonderlich gestaltete Insekt, das einem geflügelten Fernrohr nicht unähnlich sieht, ist ein Bewohner des tropischen Urwaldes und zwar des blätterreichen Unterholzes (Orthropteren), dürften an originellem Habitus dieser Gespensterheuschrecke gleichkommen. Eine auffällige Kürze des ersten Körperabschnittes (Prothorax), im Gegensatz dazu eine enorme Verlängerung des zweiten Abschnittes (Mesothorax) und endlich ein übermäßig langer gegliederter Hinterleib bilden die wesentlichen Charaktere dieser Familie, welche man Phasmiden nennt. Als nächtliche, von Pflanzen sich nährende Thiere verbringen sie den Tag in träger Ruhe, dem Auge ihrer Feinde fast unkenntlich durch die frappante Ähnlichkeit, welche sie mit ihrer Umgebung erkennen lassen. Mittels der Anpassung der Körperform an die jeweilig zum ständigen Aufenthalt gewählten Pflanzen züchtete die Natur unter den Gespensterheuschrecken höchst bizarre, oft abenteuerliche Formen. Die einen gleichen wandelnden Blättern, insofern nicht nur der Hinterleib, sondern auch die Schenkelglieder der Beine blattartig verbreitert sind und das Negativ der Hinterflügel täuschend das Geäder eines trockenen Blattes nachahmt; die andern dagegen sind kaum von einem dünnen Ast zu unterscheiden wegen der stabförmigen, fast knorrigten Form des Hinterleibes und der langen dünnen Beine. Die hier abgebildete Art, *Keraocrana Papuaana*, hat ihren Namen von zwei hornartigen Auswüchsen am Kopfe erhalten. Sie ist ein wahrer Riese unter den Insekten, denn sie erreicht eine Größe von mehr als zwanzig Centimetern, und hat zwei Paar Flügel, von denen das erste Paar außerordentlich verkümmert, das zweite dagegen um so mächtiger entwickelt ist. Die drei Fußpaare sind lang, schlank und gezähnt; dasjenige des Mittelkörpers vermag sowohl nach vorwärts wie nach rückwärts gerade ausgestreckt zu werden und erhöht durch diese Stellung die Absonderlichkeit der Körperform. Leider wissen wir über die Lebens- und Ernährungsweise der Gespensterheuschrecken von Neuguinea ebensowenig, wie über die von ihnen mit Vorliebe bewohnten Pflanzen. Nicht nur die Vögel, sondern auch die Menschen stellen eifrig der Gespensterheuschrecke nach. Die Eingeborenen von Neuguinea zerreiben die Heuschrecken, um sie als wohlgeschmeckenden Brei zu verspeisen.

Dr. M. T.

### Literarische Umschau.

„Die Krankheiten des Mundes und der Zähne. Populär dargestellt von Dr. J. Wilpert, prakt. Arzt und Zahnarzt in Niga. Mit 26 in den Text gedruckten Holzschnitten.“ Niga, Verlag von Alexander Stiba, 1879. (Preis 2 M.) Nachdem der Verfasser in der Einleitung die Anatomie des Mundes behandelt, über die allgemeinen Symptome der Mund- und Zahnkrankheiten Rechenschaft gegeben, ferner die zweckmäßigste allgemeine Behandlungsweise und endlich die notwendige Zahnpflege dargelegt hat, geht er über auf die speziellen Krankheitserscheinungen der Mundhöhle: die Entzündung, die Geschwüre und den Brand der Mundschleimhaut, die Entzündung der Zunge, die angeborene Gaumenspalte, die Entzündung der Mandeln, den Rachencroup oder die Diphtheritis; weiterhin behandelt er die Milchzähne, das schwere Zahnen, den Zahnwechsel, verbreitet sich über die Abweichungen in der Durchbruchzeit der Zähne und in ihrer Zahl, über die Stellung-, Form- und Substanzabweichungen der Zähne, dann über deren Abnutzung und Bruch, über den Zahnstein und die Zahnsäule, über die Zerreißung der Pulpa oder des Zahnerzes, über Bildung von Zahnbeinkörperchen in der Pulpa, über die Entzündung derselben, über das Plombiren, über Zahnpolypen, Wurzelhautentzündung, Zahnfleischentzündung und Vereiterung, über Ader- und Gefäßgeschwülste, über Zahnfisteln, Kieferknochenveränderungen, Affektionen der Empfindungs- und Bewegungsnerven, veranlaßt durch Zahnleiden, und beschließt seine Ausführungen mit „einigen Bemerkungen über künstliche Zähne“. Das Ganze ist so gemeinverständlich als möglich gehalten, ohne im mindesten breit zu werden oder zu wiederholen; daher erscheint das Schriftchen durchaus geeignet, größere Volkskreise über das wichtige Gebiet der Gesundheitspflege, das es berührt, zu belehren.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Der Geheimmittelschwindel, von Emanuel W. — Die Wackelse und ihre faule „Selbstgährung“. Von Dr. H. Didtmann, Arzt in Linnich. — Irrfahrten, von L. Rosenberg (Fortsetzung). — Poetische Aehrenlese: Die Schiffsahrt, von Overbed. — Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil (mit Illustration). — Ein Rieseninsekt aus Neuguinea (mit Illustration). — Literarische Umschau.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.